

Hans Suter wurde 1940 geboren und ist am Zürichsee aufgewachsen. Nach einer Lehre als Schriftensmaler besuchte er die Schauspielschule und hatte Engagements an diversen Bühnen. Er schrieb viel für das Radio (DRS, WDR, SWR) und war mit Satireprogramm in der Schweiz unterwegs. In den siebziger Jahren war er mit dem Kabarettisten Alfred Rasser aus Basel auf Tournee und realisierte später im Basler Radiostudio DRS satirische Sendungen. 2009 erschien eine Sammlung seiner Texte in der Edition Howeg, «Satiren, fidel und artgerecht». Seit 1990 schreibt er für den «Nebelspalter» und andere Publikationen.
www.satiren.ch

HANS SUTER

Basler Farben

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Alles, alles perfetto,
Nume eins nit: Popolo!*
Alfred Rasser

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: photocase.com/dioxin

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-305-5

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Für Spätherbst war es eigentlich zu warm. Der Marronistand beim Märtplatz schien fast etwas deplatziert, und wenn an den vielen Marktständen nicht herbstliche Blumen, Früchte und Gemüse verkauft worden wären, hätte es ebenso gut Mai sein können.

Luigi war zu früh von zu Hause weggegangen. Das «Vogelnest», sein Stammlokal, war noch nicht geöffnet, also ging er von Kleinbasel über die Rheinbrücke, aber auch die «Hasenburg» war noch geschlossen. Er schlenderte wieder zurück zur Schifflande. Es war Viertel vor neun, immer noch etwas zu früh; er hatte seinen Termin um neun Uhr. Er lehnte sich ans Geländer der Mittleren Brücke und schaute auf das träge dahinfließende Wasser. Ein Kahn ohne Fracht zog unter ihm vorbei. Dann noch einer. Auf dem einen döste im Bug der Bordhund vor sich hin, und vom anderen waren streitende Stimmen zu hören. In der Ferne ragten die Gebäude der chemischen Industrie gen Himmel. Einer der wenigen Industriezweige, der von der allgemein depressiven Stimmung sogar noch profitierte. Auch Luigi nahm seit einiger Zeit Medikamente ein, die eine aufheiternde Wirkung versprachen.

Er überquerte die Rheinbrücke und bog beim Warenhaus Manor in die Utengasse. Er öffnete bei dem Gebäude mit grosser Freitreppe und mehreren Säulenbogen die mit «RAV» angeschriebene Tür. Bereits sechs Monate war er schon arbeitslos. Seit seiner Entlassung hatte er sich erfolglos um einen neuen Arbeitsplatz bemüht, aber der momentane Arbeitsmarkt schien keinen Bedarf nach Fahrern zu haben. Zuletzt hatte er als Privatchauffeur bei einem Farbenfabrikanten gearbeitet, zuvor als Lastwagenfahrer in einer Baufirma, die pleiteging.

Um diese Liste mit den erforderlichen Bewerbungen auszufüllen, hatte Luigi längst eine höchst effiziente Methode entwickelt. Einen Beruf hatte er nicht gelernt, also musste er

sich für alle in Frage kommenden Hilfsarbeiten bemühen. Zehn Bewerbungen sollte er beim RAV monatlich auf den Tisch legen. Im Telefonbuch der Stadt Basel gab es unendlich viele Betriebe, die für ihn als potenzielle Arbeitgeber in Betracht kamen, sodass er die erforderlichen Bewerbungen für Jahre hätte beibringen können. Damit seine Vorgehensweise nicht auffiel, ging er nicht in alphabetischer Reihenfolge vor. Die Firmen, bei denen er sich beworben hatte, markierte er mit einem roten Filzschreiber.

Heute jedenfalls hatte der Vermittler nichts an den Bewerbungen auszusetzen. Und selbst wenn er Luigis Methode enttarnen könnte, illegal war sie ja nicht.

Luigi Spadola war Italiener zweiter Generation, also seit seiner Geburt in Basel ansässig. Er liebte diese Stadt. Seine Eltern waren vor bald vierzig Jahren in die Schweiz gezogen. Der Vater hatte erst als Saisonnier gearbeitet. Später war die ganze Familie nachgezogen. Luigi war längst Schweizer geworden.

Er verliess das RAV und ging langsam durch die Greifengasse zum Claraplatz. Auch dort war ein Markt, mit der ganzen Pracht des herbstlichen Obst- und Gemüseangebotes. Luigi ging zielstrebig an den Auslagen vorbei zum «Vogelnest». Er wollte eben in die Rebgasse einbiegen, als er verdutzt stehen blieb. Vor der UBS stand der Mercedes seines ehemaligen Patrons. Wie oft hatte er den gewaschen. Er musste immer hochglanzpoliert sein, wohl auch als Werbeträger für die Schwarzenbach Lackfabrik. Nun stand da dieser Wagen, und aus der Entfernung konnte er erkennen, dass jemand am Steuer sass. Diese Gelegenheit, zu erfahren, wer denn jetzt der Fahrer sei, wollte Luigi sich nicht entgehen lassen. Er staunte nicht schlecht, als er am Steuer des Autos einen Tamilen sitzen sah. Ob er der neue Chauffeur sei, fragte er ihn. Dieser nickte bestätigend. Luigi erklärte ihm, dass er diese Arbeit vorher gemacht habe und ihm dann gekündigt worden sei, aus Spargründen.

«Schöne Auto», sagte der Tamile und «Ik nicht wissen».

«Aber ich», sagte Luigi, «weil du wahrscheinlich diese Arbeit

für einen Hungerlohn machst. Ich bin kein Rassist, aber was da abläuft, ist eine Riesenschweinerei.»

Kaum hatte er seinem Unmut etwas Luft gemacht, gewährte er Schwarzenbach, der eben aus der Bank kam. Als dieser von Weitem seinen ehemaligen Chauffeur erkannte, hielt er kurz inne, wollte erst zurück in die Bank, ging aber kurz entschlossen zu seinem Auto. Der neue Fahrer wollte dienstfertig aussteigen, um dem Chef die Tür aufzuhalten.

Luigi jedoch sagte zu ihm: «Lass nur, das mach ich schon», und hielt mit übertrieben devoter Geste Schwarzenbach die Tür auf.

Der zischte bloss: «Verschwinden Sie!», stieg ein und wollte von innen die Tür zuziehen.

Luigi jedoch hielt sie fest und sagte ganz ruhig: «Kolonialist», und schmiss die Tür zu.

Das «Vogelnest», eine Spelunke mit Holztafelung, langen Tischen aus Eichenholz und einem Kachelofen aus dem 17. Jahrhundert, war Stammbeiz und Sammelbecken Arbeitsloser oder sonst wie durch die Maschen des sozialen Netzes gefallener Menschen. Wenn die Stühle aus den fünfziger Jahren die rustikale Einheit nicht empfindlich gestört hätten, hätte das Lokal durchaus das Ambiente eines Szenelokals aufweisen können. Über den Tischen hingen Makramee-Lampenschirme. Die fand sogar Luigi hässlich. Schlechte Luft herrschte, und aus dem Radio erklang die mit aufgesetztem Optimismus alles niederwalzende Stimme eines Privatradio-Moderators.

Luigi betrat, immer noch verärgert über die vorherige Begegnung, das Lokal, blickte um sich und steuerte direkt auf einen Tisch zu, wo eine alte Bekannte sass. Susy, eine kleine rundliche Frau mit langen strähnigen Haaren, war eigentlich immer hier. Sie kannte jeden, und alle kannten sie. Sie war eine Frau, die schon jahrelang ausschliesslich an Männerstammischen gegessen und dadurch ein fast männliches Verhalten angenommen hatte. In diesem Männerverein war sie vollständig integriert, und keiner käme mehr auf die Idee, sie irgendwie als Frau anzumachen. Vielleicht ähnlich wie bei gewissen Frauen,

die sich bei schwindender Attraktivität einen grossen Hund zulegen, um in der Illusion leben zu können, sie würden von Männern aus Angst vor dem Tier nicht mehr angemacht. Susy rauchte. Luigi setzte sich zu ihr, und ohne Gruss sagte er laut: «Dieses Schwein!»

«Was ist denn jetzt wieder los?», fragte Susy.

«Los? Gar nichts ist los. Rate mal, wer jetzt Fahrer bei Schwarzenbach ist?»

«Keine Ahnung.»

«Ein Tamile», sagte Luigi laut.

«Scheissausländer!», kam es vom Nebentisch.

Luigi reagierte nicht darauf, ihm war diese Art von rassistischen Sprüchen mehr als zuwider. «Den Tamilen hat er bestimmt so weit gebracht, dass er für ihn auch am Sonntag arbeitet.»

«Am Sonntag?»

«Ja genau. Mir hat es ja nichts ausgemacht, Freitagabend das Fräulein Tochter im Internat abzuholen und sonntags pünktlich um neunzehn Uhr in der Schule abzuliefern, aber nicht gratis.»

«Jetzt schrei doch hier nicht so rum.»

«Als ich mit ihm über Sonntagszulagen reden wollte, hat er mir gekündigt», sagte Luigi nur wenig leiser.

«Du denkst, er hat den Tamilen eingestellt, weil der sich nicht traut, Forderungen zu stellen», ergänzte Susy.

«Genau, so läuft das», sagte Luigi und bestellte sich ein grosses Bier.

Schwarzenbach wohnte im Bruderholz in einer bungalowähnlichen Villa. Dort angekommen, hiess er Thamby den Wagen in die Garage zu fahren. Einen Fahrer benötigte er erst am Nachmittag wieder. Er wies ihn an, im Garten der Villa zu arbeiten. Diese Tätigkeiten gehörten, nebst anderen Beschäftigungen wie Fensterreinigen und sonstiger Putzarbeiten im Haus, zu dessen Job. Schwarzenbach war sehr zufrieden mit

seinem neuen Angestellten. Alle Arbeiten führte er willig und zur Zufriedenheit seiner Herrschaft aus. Er sei privilegiert, hielt ihm der Chef immer wieder unter die Nase.

Vor zwei Jahren war Thamby zusammen mit seinen beiden Cousins und der Nichte Vishanta als Flüchtling hierhergekommen. Thamby hatte den Asylentscheid, dass er und seine Nichte als politische Flüchtlinge anerkannt seien und er nun praktisch jede Arbeit annehmen könne. Fast die ganze Familie Thamby wurde vom singhalesischen Militär hingemetzelt. Er und Vishanta hatten sich während des Massakers in einem Heuhaufen versteckt und konnten später fliehen. Dass sie nach so kurzer Zeit als politische Flüchtlinge anerkannt worden waren, hatte damit zu tun, dass alle Zeitungen über dieses Gemetzel berichtet hatten und Thamby's Aussagen sich vollkommen mit denen der Presse deckten. Er bewohnte bei Schwarzenbach über der Garage ein Zimmer mit Kochnische; anerkannte Flüchtlinge konnten nicht weiter in einem Asylantenheim wohnen. Einzig Vishanta wohnte noch dort. Thamby hatte vorher mit zwei seiner Landsleute im Restaurant «Schifferhaus» gearbeitet. Schwarzenbach, der dort oft mit seiner Frau zum Essen war und auch den Wirt gut kannte, hatte Thamby, nachdem er wusste, dass dieser einen Führerschein hatte und schon ganz gut Deutsch sprach, vom Restaurantbesitzer für ein kleines Entgelt «abgeworben».

Max Freuler schwitzte auf dem Weg zur Arbeit, obwohl er auf Rat seiner Frau nicht den Skipullover angezogen hatte. Als er in der Früh aus dem Hause gegangen war, hatte seine Frau zu ihm gesagt: «Willst du tatsächlich ohne Pullover aus dem Haus, mitten im Winter?»

Er öffnete also die unterste Lade der schönen alten Kommode. «Welchen soll ich denn anziehen?», fragte Freuler, der in solchen Dingen manchmal sehr kompliziert war, und entschied sich für einen grob gestrickten Skipullover.

«Doch nicht den», protestierte Anita, «den leichten grauen.»

Freuler legte den Pullover wieder säuberlich in die Schublade, nahm den leichten und schob die Lade mit dem Fuss wieder zu. Früher hätte er das alte Möbel nicht so achtlos traktiert. Aber seit die Kinder aus dem Hause waren, hatten sie fast alle ihre alten Sachen verkauft und neue Möbel angeschafft. Einzig diese Kommode hatte Anita als Erinnerung noch behalten wollen. Freuler hätte das alte Stück am liebsten auch aus der Wohnung verbannt.

Die beiden Kinder waren längst erwachsen. Der Sohn arbeitete in der Werbung und hielt sich seit zwei Jahren in Amerika auf. Die Tochter war ganz in der Nähe als Kindergärtnerin tätig und hatte eine kleine Wohnung am Nadelberg. Sie pflegte immer noch eine intensive Beziehung zum Elternhaus und kam öfter mal vorbei. Freuler zog also seine Jacke nochmals aus und den Pullover über das Hemd. Anita wusste, warum sie ihn ermahnte, sich warm genug anzuziehen, denn er hatte die Gewohnheit, ständig in zu leichter Kleidung herumzulaufen. Das kam daher, weil ihm eigentlich immer zu heiss war. Zudem war die Luft im Büro immer zu trocken, also ideale Voraussetzungen, um sich zu erkälten.

Freuler hatte oft Schlafprobleme. Auch diese Nacht hatte er mehrere Stunden wach gelegen. Ob es jeweils wirklich mehrere Stunden waren, konnte er zumeist morgens nicht mehr genau sagen, jedenfalls war er dann übel gelaunt. Er wohnte mit seiner Frau am Leonhardsgraben, in einer alten, sehr aparten Dreizimmerwohnung mit kleinem Garten. Er liebte es, in seiner freien Zeit die Rosen zu pflegen, den Apfelbaum im Frühling zu schneiden und zwei, drei Beete mit Gemüse anzulegen. Im Herbst brachte er manchmal gar einige von seinen Äpfeln mit ins Büro.

Meist ging er zu Fuss zum Kommissariat. Vom Leonhardsgraben hatte er mehrere Möglichkeiten, zur Binningerstrasse zu gelangen. Er konnte vom Kohlenberg hinunter zum Barfüsserplatz gehen, von dort durch die Steinenvorstadt zur Heuwaage, wo die Binningerstrasse begann. Die andere Möglichkeit war,

entlang des Gymnasiums zur Steinenbachtreppe und hinab zum Wagenhals, um so zur Heuwaage zu gelangen. Heute hatte er die letztere Möglichkeit bevorzugt und schlenderte nun zum Gebäude der Staatsanwaltschaft, worin sich auch das Kriminalkommissariat befand.

Freuler setzte sich auf eine Bank, die entlang des Birsig aufgestellt war, mit dem Rücken zum Kommissariat, und schaute in das träge dahinfließende Wasser des Flüsschens. Enten standen auf dem Flussgrund, und das Wasser floss ihnen zwischen den Beinen hindurch. Ob der Birsig jemals mehr Wasser geführt hatte, wusste Freuler nicht, jedenfalls waren ihm keinerlei Überschwemmungsereignisse bekannt. Er zündete sich eine Zigarette an, um den Arbeitsbeginn noch etwas hinauszuzögern. Seit fünfundzwanzig Jahren arbeitete er jetzt schon in diesem Beruf, und er bereitete ihm je länger je mehr Mühe. Acht Jahre musste er noch ausharren bis zur Pension, somit lohnte es sich kaum noch, den Beruf zu wechseln.

Die Zigarette hatte er fertig geraucht, und nach alter Gewohnheit schnippte er sie mit dem Zeigefinger über den Daumen weg, diesmal ins Gras, wo noch eine Zeit lang ein kleines Rächlein aufstieg. Ein kühler Wind hatte nun eingesetzt, und Freuler fing trotz Pullover an zu frösteln. Vielleicht deshalb, weil ihm vorher, beim Gehen, zu warm war. Er stand auf und ging zum Kommissariat. Ob ihn da irgendwelche Neuigkeiten erwarteten, wusste er nicht, jedenfalls hatte er Pikett. Er teilte sich diesen Pikettendienst mit zwei anderen Polizisten. Je nachdem, wer gerade Dienst hatte, musste die aktuellen Fälle übernehmen und auch zu Ende führen. Er steckte seine Codekarte in den Schlitz und betrat das Gebäude der Staatsanwaltschaft, grüßte mal da ein bekanntes Gesicht, dort mal eine Kollegin und ging in sein Büro. Im Moment hatte er noch einen Fall von Drogenhandel zu lösen. Er war, wie meist bei solchen Fällen, bei kleineren und mittleren Gaunern hängen geblieben und kaum an die grossen herangekommen. Dieses Geschäft war derart raffiniert organisiert, dass irgendwann die Verbindungen auf dubiose Weise versickerten. Es war frustrierend.

Als Erstes las Freuler die Basler Zeitung, sein täglicher Auftakt zur folgenden Arbeit. Immer noch etwa drei Prozent Erwerbslose, denen sogar einmal die Arbeitslosengelder gekürzt werden sollten, aber der Souverän hatte das abgelehnt. Zum Glück, dachte Freuler, sonst wäre vielleicht die Kriminalitätsrate noch mehr angestiegen. Von etwas musste der Mensch ja leben können. Es gab auch schon Tausende von Ausgesteuerten, die vielleicht von Sozialhilfe lebten, und viele, die aus Stolz oder aus was für Gründen auch immer darauf verzichteten. Dann die vielen Ausländer, die oft nicht imstande waren, all die Formulare korrekt auszufüllen. Freuler stellte sich manchmal vor, wie das wäre, wenn die staatlichen Sozialsysteme samt dem Gewaltmonopol zusammenbrechen würden und ein totales Chaos ausbräche.

Freuler hatte heute kaum etwas gearbeitet, Papierkram, sonst nichts. Hans Meierhans, sein Kollege, war nachmittags kurz in sein Büro gekommen. Das machte er öfter, wenn er mit einem Fall nicht weiterkam oder ihm irgendwie langweilig war. Gegenseitig tauschten sie ihre Frustrationen aus. Meierhans ermittelte wieder mal im Sexgewerbe, was etwa die gleichen Resultate brachte wie im Drogenmilieu. An die wirklichen Drahtzieher kam man kaum ran, und wenn man einen erwischte, hatte er ein lupenreines Alibi oder war möglicherweise schon tot, von der Konkurrenz umgelegt. Allerdings, so schlimm wie in anderen Ländern irgendwo im Osten war es noch nicht, aber Anzeichen davon waren durchaus vorhanden.

«Na, was machen deine Nutten?», liess Freuler höhnisch vernehmen.

«Was sollen sie schon machen, und was heisst da «meine»? Zudem bumsen sie nicht die ganze Zeit.»

«Jetzt sei doch nicht so anspruchsvoll», erwiderte Freuler mit einem wohlwollenden Unterton, denn er war gar nicht so sicher, ob Meierhans nicht ab und zu eine Liebesdienerin frequentierte, um ihr kleine Privilegien zu verschaffen, natür-

lich so, dass es gerade noch legal war. Zwar, es könnte schon mal problematisch sein, aber solange die Vorteile für die Frau offensichtlich waren, hatte er kaum etwas zu befürchten. Wie auch immer, es waren nur Vermutungen.

Wenn ein Fall allzu komplex war, arbeiteten die zwei Kollegen auch mal zusammen, aber zumeist waren sie Einzelkämpfer, vor allem Meierhans, der auch alleine lebte. Insofern verstand Freuler dessen Inanspruchnahme käuflicher Damen.

Den Rest des Tages blieb es ruhig im Kommissariat, und schon um vier Uhr machte sich Freuler auf den Heimweg. Er verliess das Gebäude mit den Glasbausteinen, überquerte die Strasse, warf einen Blick in den Birsig, wo immer noch die Enten im seichten Wasser standen, die Hunde in die Wiese schissen und zwei Drögeler den Uferweg entlangwankten. Arme Teufel, dachte er, immer wieder mal gehetzt, dann gefasst und wieder laufen gelassen, in völlig sinnlosem Kreislauf.

Bei der Heuwaage brauste der Verkehr über den Steinenringviadukt. Freuler ging Richtung Steinenvorstadt. Die Dämmerung hatte schon fast eingesetzt, überall brannten die Lichter, und in einigen Schaufenstern leuchteten bereits die ersten Weihnachtsbäume. Ihm schien, dass der Weihnachtsrummel jedes Jahr früher einsetzte. Kaum waren die letzten Freibäder geschlossen, wurden die Kerzen angezündet. Und waren diese ausgeblasen, leuchteten die ersten Ostereier. Es war einiges kühler geworden seit vormittags, und er schlug seinen Mantelkragen hoch. Beim Barfüsserplatz war der Lunapark mit den vielen Karussells in vollem Betrieb. Es war Herbstmesse. Überall waren Marktstände aufgestellt, wo alles Mögliche feilgeboten wurde: Basler-Läckerli, Nippsachen, Kleider, Früchte, Geschirr, Magenbrot, Eingemachtes, Rosenküechli, Spielsachen, CDs und anderer sich als Weihnachtsgeschenke eignender Kram. Die Karussells wurden jedes Jahr wilder. Auf den einen wurden die Menschen auf einer Art Schleudersitz angeschnallt, horizontal hin- und hergeschüttelt, dann vertikal auf und ab gejagt und praktisch um die eigene Achse gedreht. Auf den an-

deren wurden die Leute in einen riesigen Propeller gesetzt und zentrifugiert. Natürlich gab es immer noch die Rössliryti für die Kleinen, ein Karussell mit Holzpferden, Zebras, Kutschen und Motorrädern, die sich ganz einfach im Kreise drehten. An einem Marktstand kaufte Freuler zweihundertfünfzig Gramm gebrannte Mandeln, weil er wusste, dass seine Frau die so sehr liebte. Dann ging er langsam den Kohlenberg hoch zum Leonhardsgraben und freute sich, bald zu Hause zu sein.

«Schon Feierabend?», begrüßte ihn Anita.

«Ja, kein Mord, kein Totschlag, nichts. Bin ich zu früh?»

«Nein, überhaupt nicht, ich hatte aber heute keine Lust zum Kochen.»

Anita hatte sich die Haare hinten hochgesteckt und ein neues dunkelblaues Kleid angezogen, das sehr schön zu ihren blonden, schon leicht angegrauten Haaren passte und ihre noch immer gute Figur bestens zur Geltung brachte. Sie war etwas grösser als ihr Mann, deshalb trug sie zumeist Schuhe ohne hohe Absätze, um nicht noch grösser zu scheinen. Freuler mit seinen gelichteten Haaren und dem leichten Bauchansatz wirkte eher untersetzt und stämmig. Zusammen stellten sie aber immer noch ein sehr attraktives Paar dar.

«Egal, wenn du nicht kochst, ich hab dir was zum Essen mitgebracht», sagte Freuler.

«Was denn?»

«Rate mal.»

«Keine Ahnung.»

«Da schau.» Er hielt ihr das Säckchen mit den Mandeln unter die Nase.

«Das ist aber lieb von dir, doch davon werde ich nicht satt.»

«Zum Dessert», sagte er, aber seine Frau hatte das Säckchen schon geöffnet und eine der Mandeln in den Mund gesteckt. Freuler befürchtete, dass, wenn sie einmal angefangen hatte zu essen, zu keinem Dessert etwas übrig bleiben würde.

«Wohin sollen wir denn essen gehen?»

«Wir könnten jetzt doch mal in diesen ‹Teufelhof. Jetzt

wohnen wir schon so lange praktisch nebenan und waren noch nie dort», sagte Anita.

«Doch, ich war schon drin an der Bar. Ein Bier kostet sechs Franken, die spinnen.»

«Aber das Essen soll sehr gut sein, hab ich gehört.»

«Möglich, aber das Ganze ist mir zu snobistisch, und das Essen kostet ein Vermögen.»

«Mit diesen hohen Preisen finanzieren sie ihr Kulturprogramm, Theater und bildende Kunst.»

«Ich möchte aber essen, keine Theater unterstützen.»

«Banause, dann schlag du was vor.»

«Im Steinen →»

«Nicht schon wieder.»

«Oder rustikal im ‹Braunen Mutz.›»

«Dort ist es mir zu laut und zudem, was willst du dort essen?»

«Ich hätte wieder mal Lust auf eine Weisswurst.»

«Scheusal», sagte Anita, «aber wenn du unbedingt willst.»

Luigi war eben im Begriff, nach seiner bewährten Methode Firmen aus dem Telefonbuch rauszusuchen, um sie dann in sein standardisiertes Bewerbungsschreiben einzutragen, als seine Frau nach Hause kam. Er empfand es als Kränkung, dass seine Frau eine Arbeit hatte, er jedoch zu Hause sass und Bewerbungsschreiben aufsetzte. Einige Male hatte er schwarzgearbeitet, aber als Gewerkschafter missfiel ihm dies sehr.

«Man sollte eine Bank überfallen», sagte er zu seiner Frau beim Nachtessen. Es gab Rösti und Bratwürste.

«Ach, hör doch auf und iss jetzt», sagte seine Frau, die Heidi hiess. «Schmeckt es nicht? Spaghetti gibt es morgen wieder.»

«Doch schon. Ich hab nur keinen grossen Hunger.»

Er hatte wie immer die Stellenanzeigen dreier Zeitungen durchgeblättert. Nichts! Es war zum Verzweifeln. Vor einiger Zeit hatte er noch eine oder zwei wirkliche Bewerbungen, neben seiner Telefonbuchmethode, schreiben können, aber

nun schienen auch die allerletzten Unternehmer ihren Wagen selbst zu steuern oder hatten bereits einen Asylsuchenden eingestellt. Er wagte kaum daran zu denken, ausgesteuert zu werden, Sozialhilfe zu beziehen oder nur noch mit dem Gehalt seiner Frau auskommen zu müssen. Die Tochter machte eine Köchinnenlehre im «Schifferhaus» in Kleinhüningen, war aber glücklicherweise schon achtzehn und im dritten Lehrjahr, also bald nicht mehr von den Eltern finanziell abhängig.

«Hast du deine Tabletten genommen?», fragte Heidi.

«Ja», sagte Luigi. «Weisst du, wen ich getroffen habe?»

«Nein, woher soll ich das wissen?»

«Schwarzenbach, samt Chauffeur.»

«Hat er wieder einen eingestellt?»

«Ja, einen Asylanten, einen Tamilen.»

«Ach so.»

«Was hältst du denn davon?»

«Was soll ich davon halten? Es erstaunt mich überhaupt nicht. Der macht doch dieselbe Arbeit zum halben Lohn, denke ich.»

«Genau», sagte Luigi und ass den Rest seiner Röstli. «Irgendwo hab ich den schon gesehen.»

«Wen?»

«Diesen Tamilen.»

«Sehn die nicht alle gleich aus? Übrigens, da liegt noch deine Tablette», sagte Heidi leicht vorwurfsvoll. «Du sagtest doch vorhin, du hättest sie genommen?»

«Die nach dem Frühstück, die zweite muss ich später nehmen, ich habe ein Bierchen getrunken.»

«Trink nicht so viel.»